

Im Zeitplan, im Budget: Bochums neue Konzerthalle dürfte ein besseres Leitbild sein als Hamburgs Elbphilharmonie

Jens F. Laurson (Übersetzung: Klaus Schimmelpfennig, Bochum)

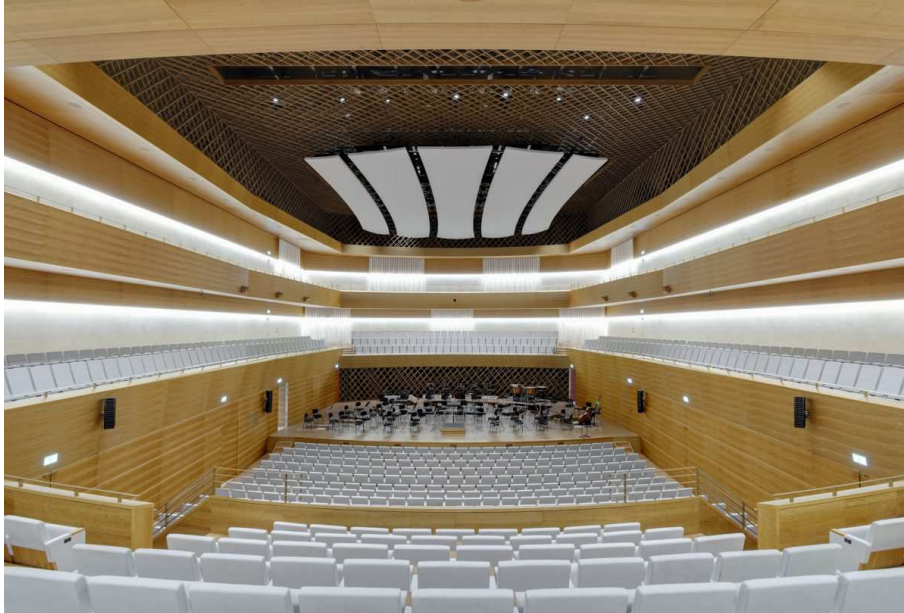
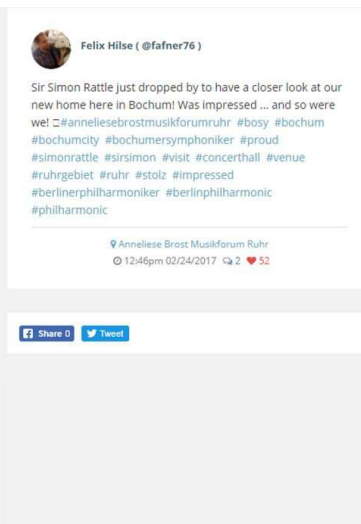


Foto mit freundlicher Genehmigung der Bochumer Symphoniker, © Mark Wohrab

Bochumer Musikforum, Großer Saal ohne Orchester

Ein neuer Konzertsaal. Pünktlich; im Budget. Wäre das nicht schön? Hamburg ist zu Recht begeistert von seiner Elbphilharmonie, die aus dem Wasser des städtischen Hafens wie ein Segel (mit einer Dosis von „Sarumans Turm“) aufsteigt und im Januar eröffnet wurde (siehe „Forbes Reviews“: Hamburg Elbphilharmonie, Opening and First Impressions of the Great Hall and Chamber Hall). Aber fragen Sie nicht nach Budget und Bauzeit. Die Vorausschätzungen für diesen Saalbau lagen meinestils immer hoch, seit ich an einem „Fundraiser“-Konzert in der Carnegie-Halle vor nahezu einem Jahrzehnt teilgenommen hatte. (Siehe: „Musik als Propaganda in Washington und New York“)

Auch München scheint es, nachdem es anfänglich alles dafür getan hatte, eine gute Gelegenheit zu vertun (siehe auch: „München vermasselt Konzerthaus-Pläne“) mittlerweile begriffen zu haben: Es gab nun einen neuen Architektenwettbewerb zur Unterbreitung von Plänen für ein Konzerthaus mit 1800 Plätzen im Osten Münchens. (Dem folgte unmittelbar die Klage eines Architekten, der nicht berücksichtigt worden war; aber auch das scheint nun ausgestanden zu sein.) London – in ähnlicher wenn nicht schlechterer Situation als München, nahezu sechsmal so groß – ist nicht so weit, sucht aber nach einer Lösung, die es bitter nötig hat, um der gegenwärtigen Auswahl von absonderlichen Bausünden (Barbican), *Ho-Humishness* (Southbank) oder Überaltertem mit dem Flair eines Hochschulhörsaals (Cadogan) eine gute Konzerthalle hinzuzufügen. Alle diese Städte sind Metropolen mit Weltklasse-Orchestern, alle standen oder stehen derzeit vor der schwierigen Aufgabe, ihre kulturellen Juwelen mit angemessenen Spielstätten zu versehen und das öffentliche Interesse und die öffentliche Finanzierung auf politisch sinnvolle Weise in Einklang zu bringen.



Simon Rattle hat das Bochumer Haus schon vor der Eröffnung ausprobiert.

Und unterdessen wurde tief im Westen Deutschlands das Ding gestemmt – in einer Kohle-Stadt mit ca. 350.000 Einwohnern und einer Arbeitslosenquote von soundsoviel Prozent. In aller Ruhe, ohne viel Aufhebens (sicherlich hätten sie gern ein bisschen mehr Aufsehen damit erregt), und praktisch unter Einhaltung des Budgets. Bochum heißt diese kleine Stadt, die das konnte, und sie glänzt nun mit einer kleinen eleganten Konzerthalle, welche – wohl analog zur Stadt selbst – ein unprätentiöses kleines Juwel ist. Mit 34 Millionen veranschlagten Kosten und einem Auskommen unter 40. Nein, ich habe keine Null vergessen! Und weniger als 10 Mio. öffentliche Gelder wurden aufgewendet.

Die Geschichte Bochums um 2 Uhr morgens

Wikipedia würde Ihnen erklären, dass „Bochum seit dem 9. Jahrhundert existiert, als Karl der Große eine Pfalz an der Kreuzung zweier wichtiger Handelswege gründete“. Lassen Sie sich nicht irre machen. Die Geschichte der Stadt, wie sie mir in den frühen Morgenstunden erzählt wurde, als ich unter den unverwüstlichen Einheimischen im „Bermuda-Dreieck“ mit seinen Late-Night Pubs und Kebab-Buden Eindrücke sammelte, ist die, dass eine Horde von Raufbolden aus Dortmund über den Durst getrunken hatte, in Bochum aufkreuzte und eine oder mehrere Kühe des Grafen Engelbert stahl. Ein paar bodenständige Kerle aus Bochum, unterwegs zu einem Junggesellenabschied (und vermutlich ebenso wenig trocken hinter den Ohren) sagten: „Wat is? Graf Engelbert-Schmengelbert ist unser Herr; verdammt nochmal!“ Unverzüglich machten sie sich nach Dortmund auf, machten kurzen Prozess mit diesen Schwachköpfen und gaben die Kuh (oder mehrere) ihrem rechtmäßigen Besitzer zurück. Engelbert, hierüber sehr erfreut, gewährte ihnen das Recht, jedes Jahr eine Eiche in seinem nahen Wald zu fällen, der „Bockholt“ hieß. Dies und eine Geschichte um einen Schweinehirten namens „Jörgen“, der die Kohle entdeckte, bescherte Bochum Status, Wohlstand und letztendlich Staublung. Selbst falls gewissenhafte Historiker das eine oder andere Detail dieser Erzählungen hinzuzufügen oder zu ändern wünschen würden, zeigt es doch: Bochum ist keine Stadt des Schickimicki, des Champagner Schlüpfens, von Leuten der Sorte „Oh ist dieser Grünkohlsaft nicht göttlich, Darling“. Zumindest um 3 Uhr morgens. nach einem Bier oder sieben, werden sie charmant auf jener Version bestehen.

Und ausgerechnet hier hat ein neues Konzerthaus seine Tore für das Publikum geöffnet? Ja-wohl, das „Anneliese Brost Musikforum Ruhr“. Nicht ohne Pannen, nicht ohne Murren (meine neu gewonnenen Freunde waren anfänglich nicht ganz überzeugt), aber in der Tat: Seit Donnerstag, dem 27. Oktober 2016, nach etwa einem Jahrhundert des Vorliebnehmens mit behelfsmäßigen Spielstätten für die ehrwürdigen Bochumer Symphoniker, die nächstes Jahr 100 werden, verfügt die Stadt über ein zünftiges Musikzentrum und hat das Orchester ein hochverdientes Zuhause.



Foto mit freundlicher Genehmigung der Bochumer Symphoniker, © Mark Wohrab
Bochumer Musikforum, Foyer (Marienkirche)

Der Kummer der jungen Bochumer Symphoniker

Die Orchestermusik hatte in Bochum lange Zeit einen schweren Stand, nicht nur wegen Ermangelung eines wirklich geeigneten Veranstaltungsortes oder angemessenen Probenraumes, sondern auch, weil es in mehr oder weniger unmittelbarer Nachbarschaft (Bochum liegt wie ein toter Punkt mitten in Deutschlands bevölkerungsreichstem Ballungsraum, dem *Ruhrgebiet*) viele andere Orchester gab, die Kritiker als in bequemer Hörweite liegend bezeichnen könnten. (Dortmunder Philharmoniker, Düsseldorfer Symphoniker, Duisburger und Essener Philharmoniker und wohl auch die Nordwestdeutsche Philharmonie, deren Chef einst Andris Nelsons war.) Also: Warum nicht das örtliche Orchester, anstatt ein Haus für es zu bauen, ganz und gar abschaffen und stattdessen ein öffentliches Schwimmbad finanzieren? Ortsansässige Musikliebhaber und das Orchester widerstanden diesem Gedanken mit all dem hartnäckigen Stolz, der die zweite Natur der Menschen dieser Region ist. Von außen ist es ein schlichtes, blasses Ziegelgebäude mit einem niedrigen Profil, das sich den Sichtlinien seiner Umgebung unterwirft, bevor es in ein rotes Backsteinkirchenbauwerk, die entwidmete Marienkirche, übergeht, die nun als eindrucksvolles Foyer für den großen Saal und den kleinen Multifunktionssaal des Bochumer Musikforums dient.

Schon früh in seiner Amtszeit, die schon vor ewiger Zeit (1994) begann, fing der amerikanische Dirigent Steven Sloane an, eine eigenständige Halle für das Orchester zu fordern. Bekannt für eine gute, innovative Programmgestaltung und, wie jeder Liebhaber der postroman-

tischen mitteleuropäischen Orchestermusik weiß, für einen Zyklus von Aufnahmen mit der Musik von Joseph Marx beim Label ASV, lieferte er hierfür einige wichtige Einstiegsargumente. Etwa zwanzig Jahre später – ein wenig jenseits des natürlichen Endes seiner (immer noch währenden) Amtsdauer – und nach viel Lobbyarbeit und Wirken auf dieses Ziel hin, sieht und erlebt er nun endlich die Früchte dieser Mühen. Bei der Eröffnung des Bochumer Musikforums, die unter strikter Ausgrenzung all derer stattfand, die sich nicht mit dem kleinen Bochum auseinandersetzen konnten, weil sie mit angehaltenem Atem darauf warteten, dass die Elbphilharmonie endlich eröffnete, zeigte das Haus eine Menge Potenzial.

Nur am ersten Abend, während der etwas kitschigen Orchesterkantate des Bochumer Komponisten Stefan Heucke *Baruch ata Adonaj - Gesegnet seist du, Herr* (und der folgenden mächtigen Ersten von Mahler), kam und verging zeitweise ein Heulen – Windböen? Luftzug? eine Winde? der Geist von Anneliese Brost aus Protest gegen Mahler? – und verursachte starke und lästige Unruhe auf der linken Saalseite, wo ich beim zweiten der vier Eröffnungsabende saß. Ich habe vergessen, was das Problem war, aber am dritten Abend, der Strawinsky, Schostakowitsch und Bartók zu Gehör brachte, war es behoben.



Foto mit freundlicher Genehmigung der Bochumer Symphoniker, © Christoph Fein

Bochumer Musikforum, Saal mit den Bochumer Symphonikern und Steven Sloane

Uraufführung Stefan Heucke & Mahler 1

Unausgewogener Gesang der Choristen und Solisten machte Heuckes Werk ungewollt moderner, als es jemals gedacht war. Das Ganze wurde als Haydn-Abschiedssymphonie in umgekehrter Reihenfolge angelegt, wobei zwei Musiker anfangen und immer mehr und mehr sich zu ihnen auf der Bühne und im musikalischen Ablauf gesellten. Es scheint angemessen für einen Saal – vor allem einen mit einer Kirche als Vorraum –, ihn mit einem religiösen Werk

zu öffnen, auch wenn es sich um ein wenig belanglose vorwiegend tonale Musik handelt, mit gerade genug Dissonanzen darin, um einen Einfluss der letzten 100 Jahre Musikgeschichte zu zeigen. Es war für diesen Anlass gut anzuhören, zum Ende hin reichlich aufbrausend, und die Buchhalter geben gute Quoten darauf, dass es jemals wieder aufgeführt wird. Ich gehe darauf nicht ein.

Mahler ist heutzutage „*de rigueur*“ für besondere musikalische Ereignisse, und nicht anders hier. So war es Mahlers Erste (nicht wirklich in der früheren „Titan“-Version, obwohl das Programmheft dies suggerierte), und sie stellte den relativ intimen Saal hinsichtlich seiner Eignung für den Umgang mit solcher Musik auf die Probe. Der Saal verkraftete es gut – besser als berühmtere Säle in Wien (Goldener Saal) oder München (Herkulesaal) – und erwies sich als entgegenkommend für präzise Holzbläser und gnadenlos für ein wenig fehlerhafte Trompeten (voller Transponierfehler) und krächzende Hörner. Der dritte Satz war lieblich beschwingt, vor allem von Sloane gut gestaltet, und der gesamten Streichergruppe gebührten Verdienstmedaillen.

Beim Herumgehen im Saal stellte ich wenig Klangvermischung fest, was ihm eine analytische Note verleiht. Trotz seiner Fähigkeit, Mahler mit Leichtigkeit aufzunehmen, klang er auch unmittelbar geeignet als Kammermusiksaal, was nicht verwundert, da er – gemessen an der Zahl der Plätze – nicht viel größer ist als der Mozart-Saal des Wiener Konzerthauses. Ein netter Zug für einen Saal des 21. Jahrhunderts ist, dass es ausreichend Beinfreiheit für Personen des 21. Jahrhunderts gibt und die Sitze bequem sind

Das 20. Jahrhundert

Das Ausbleiben von heulenden, knackenden und quietschenden Geräuschen machte es am nächsten Tag leichter, sich auf die Musik zu konzentrieren, die zweifellos perfekter als am Vortag dargeboten wurde. Mit der Kombination von Schostakowitsch, Strawinsky und Bartók widmete sich das Programm mit Blick nach Osten drei Giganten des 20. Jahrhunderts. Die Schwachstelle: Schostakowitschs Festouvertüre ist ein einleuchtender Programmfüller, wenn man sich zuvorderst für Strawinskys Feuervogel-Suite und das Zweite Bartók-Violinkonzert entschieden hat, aber es ist auch eines der schlechtesten Werke, die Schostakowitsch geschrieben hat. Andererseits wusste DSCH, was er damals tat, denn die Ouvertüre – ich gestehe es zu – ist nicht ohne Wirkung in ihrer volkstümlichen Zirkusklamauk-Banalität, angereichert mit ein paar DSCH-Kompositionsfinessen. Wenn wir sie uns voller Phantasie als Tollei zur spontanen Feier von Stalins Tod vorstellen würden (sie wurde 1954 eilig geschrieben), könnten wir sie leichter verdauen. Aber die Musik wird dadurch gleichwohl nicht besser.

In der Feuervogel-Suite und dem Violinkonzert (Frank-Peter Zimmermann war der ausgezeichnete Solist) konnte das Bochumer Orchester sich mehr beweisen, indem es mit seiner ambitionierten Qualität und seinen Qualitätsambitionen auftrumpfte, die mit einem neuen Saal einhergehen müssen, in dem nicht nur das Publikum das Orchester sehr deutlich hören kann, sondern auch die Musiker einander hören können. Zimmermann inspirierte das Konzert mit einem innigen bratschenartig weichen Klang, und das Orchester ließ sich – wiederum angeführt durch die Streicher – auf ein beeindruckendes Piano und Pianissimo ein. Im Strawinsky kam schließlich alles zusammen: Der quicklebendige Feuervogel war aufregend, spannend

und bunt, und die Trompeten waren auf klarem Wiedergutmachungskurs nach dem Mahler-Chaos. Bei höchstem Fortissimo wird es ein bisschen laut im Saal – kaum ein Problem, jedenfalls wäre leiseres Spiel immer eine, wenn auch schwierige, Option –, und die Balance verschiebt sich hin zu Holz, Blech und Schlagzeug ... wenn auch nicht viel.

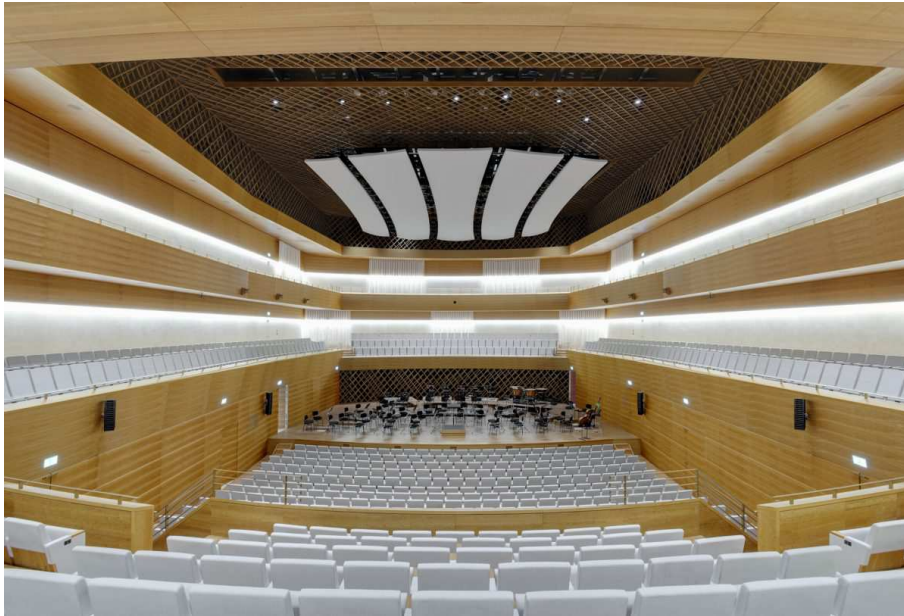


Foto mit freundlicher Genehmigung der Bochumer Symphoniker, © Mark Wohrab

Bochumer Musikforum, Großer Saal ohne Orchester

Die Akustik

Als ich an diesem Abend herumstreifte, um einen Eindruck aus verschiedenen Richtungen zu bekommen, war ich mehr und mehr begeistert von der ehrlichen, transparenten, nicht übermäßig trockenen und unmittelbaren Akustik, die sich an fast jeder erdenklichen Stelle als sehr gut und sehr einheitlich erwies. Sie hatte Mahlers gigantisches Werk mit Leichtigkeit absorbiert; sie hat den Klangfarben von Strawinskys Suite noch besser Raum geboten, und ich konnte mir leicht vorstellen (obwohl ich meine Vermutung noch nicht überprüfen konnte), dass der Saal auch hervorragend für einen Klavierabend oder sogar einen Abend mit Streichquartett geeignet wäre. (Alles unter der Annahme, dass so viel Publikum zu einem solchen Ereignis erscheinen würde, dass die Nutzung des Großen Saales erforderlich wäre.) Angesichts meiner ersten Eindrücke bin ich ohne Zweifel zu der Auffassung gekommen, dass der Bochumer Saal – so viel kleiner und weniger ambitioniert er ist – die homogenere, transparentere und praktikablere Akustik hat. Zumindest nach erstem Eindruck.